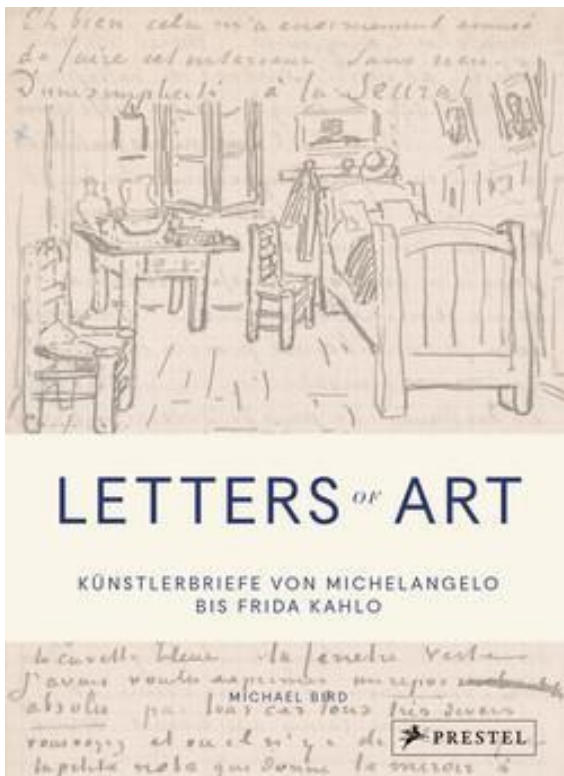


Leseprobe

Michael Bird

Letters of Art: Künstlerbriefe von Michelangelo bis Frida Kahlo



»Für Schöngeister. 100 handgeschriebene Briefe großer Künstler als Lese- und Sachvergnügen.« *Harper's Bazaar*

Bestellen Sie mit einem Klick für 26,00 €



Seiten: 224

Erscheinungstermin: 14. Oktober 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Einzigartige Auswahl von 100 Briefen großer Künstlerpersönlichkeiten

Ein Buch wie eine Schatztruhe – hundert ausgewählte Briefe, die von und an großartige Künstlerinnen und Künstler verfasst wurden und einen einzigartigen Einblick bieten in das Leben so faszinierender Persönlichkeiten wie Leonardo da Vinci, Edouard Manet, Andy Warhol oder Salvador Dalí. Niedergeschriebene Gedanken zu Liebe, Glück, Kreativität, Alltag, Reisen, Arbeit, Geld oder Politik rücken Sender und Empfänger in eine geradezu intime Nähe, geben Aufschluss über intensive Zusammenarbeit, gegenseitige Wertschätzung und künstlerische Prozesse.

Ob Genesungswünsche Pablo Picassos an Jean Cocteau, Kompositionsskizzen und Überlegungen zur Farbwahl, die Vincent van Gogh mit dem Malerkollegen Paul Gauguin teilt oder das besorgte Nachfragen Frida Kahlos zum gesundheitlichen Zustand der Freundin Georgia O'Keeffe: selten waren uns diese großen Künstler näher. Abgerundet wird die Sammlung durch wiedergegebene Originalbriefe, zum Teil mit Zeichnungen versehen, oder illustrierende Abbildungen zu Künstler und Werk. Eine Hommage an das Briefeschreiben – eine Kunst, die in unserer heutigen Zeit zunehmend zu schwinden scheint.

Autor

Michael Bird

Michael Bird ist Schriftsteller, Kunsthistoriker und Radiojournalist. Er schrieb mehrere Bücher und veröffentlichte viele Artikel über moderne und zeitgenössische Kunst.

LETTERS *OF* ART

KÜNSTLERBRIEFE VON MICHELANGELO
BIS FRIDA KAHLO

MICHAEL BIRD

PRESTEL

München · London · New York

- 120 **Jackson Pollock** an Louis Bunce
- 122 **Leonardo da Vinci** an Ludovico Sforza
- 124 **Egon Schiele** an Hermann Engel
- 126 **William Hogarth** an T. H.
- 128 **Joseph Beuys** an Otto Mauer
- 130 **Agnes Martin** an Samuel J. Wagstaff
- 132 **Judy Chicago** an Lucy Lippard

5 »Hey Hübscher« Liebe

- 136 **Frida Kahlo** an Diego Rivera
- 138 **Joan Mitchell** an Michael Goldberg
- 140 **Jean-Auguste-Dominique Ingres** an Marie-Anne-Julie Forestier
- 142 **Paul Nash** an Margaret Odeh
- 144 **Ad Reinhardt** an Selina Triefff
- 146 **Jules Olitski** an Joan Olitski
- 148 **Jean Cocteau** an einen unbekanntem Empfänger
- 150 **Alfred Stieglitz** an Georgia O'Keeffe
- 152 **Georgia O'Keeffe** an Alfred Stieglitz
- 154 **Auguste Rodin** an Camille Claudel
- 156 **Camille Claudel** an Auguste Rodin
- 158 **Ben Nicholson** an Barbara Hepworth
- 160 **Eileen Agar** an Joseph Bard

6 »Meine wohlverdienten 1244 Gulden« Berufliche Angelegenheiten

- 164 **Nicolas Poussin** an Paul Scarron
- 166 **Henry Fuseli** an einen unbekanntem Empfänger
- 168 **Henry Moore** an John Rothenstein
- 170 **James McNeill Whistler** an Frederick H. Allen
- 172 **Joshua Reynolds** an Philip Yorke
- 174 **Anni Albers** an Gloria Finn
- 176 **Naum Gabo** an Marcel Breuer
- 178 **Rembrandt van Rijn** an Constantijn Huygens

- 180 **Gustave Courbet** an Charles-Philippe de Chennevières
- 182 **Aubrey Beardsley** an Frederick Evans
- 184 **Kasimir Malewitsch** an Anatoli Lunatscharski
- 186 **John Linnell** an James Muirhead
- 188 **Andy Warhol** an Russell Lynes

7 »Ich war in Simbabwe« Reisen

- 192 **Edward Lear** an Hallam Tennyson
- 194 **Berenice Abbott** an John Henry Bradley Storrs
- 196 **Georges Braque und Marcelle Braque** an Paul Dermée and Carolina Goldstein
- 198 **John Ruskin** an einen unbekanntem Empfänger
- 200 **Helen Frankenthaler und Robert Motherwell** an Maria und Hans Hofmann
- 202 **Albrecht Dürer** an Willibald Pirckheimer
- 204 **Carl Andre** an Eva Hesse
- 206 **Francis Bacon** an Erica Brausen
- 208 **Ana Mendieta** an Judith Wilson
- 210 **Lee Krasner** an Jackson Pollock

8 »Ich sehe besser« Abschied

- 214 **Thomas Gainsborough** an Thomas Harvey
- 216 **Paul Cézanne** an Émile Bernard
- 218 Zeitleiste
- 220 Index
- 222 Bildnachweis

Diese Auswahl von etwa neunzig Briefen aus der Hand ebenso vieler Künstler bildet eine Übersicht über die vielfältigen Sujets in der Geschichte von Künstlern als Briefeschreiber: Von der Bewerbung, mit der sich Leonardo da Vinci um 1480 dem Mailänder Despoten Ludovico Sforza vorstellt, bis hin zu Cindy Shermans Postkarte von 1995 an den Kunstkritiker Arthur Danto. Physisch gesehen bestehen diese Briefe aus per Hand und per Schreibmaschine geschriebenen Dokumenten oder – in einem Fall – aus einer von einem Faxgerät ausgegebenen Papierrolle. Briefe erscheinen zunächst als Objekte: angefasst und angestarrt, gefaltet und entfaltet, zerknittert und glattgestrichen, in Umschläge oder Jackentaschen gesteckt, als Lesezeichen verwendet, mit Kaffee befleckt, von Mäusen angenagt, in Schuhschachteln vergessen. Mary Savig zufolge sind »handgeschriebene Briefe Performances auf Papier ... in denen Sprache und Kunst ineinandergreifen.«¹ Seit Mitte der 1990er Jahre ziehen wir den »Performances auf Papier« jedoch zunehmend digitale Alternativen vor. Eine Auswahl von »analogen« Künstlerbriefen von 1995 bis 2495 wird – falls es noch jemanden gibt, der sie liest – eine (in mehrfacher Hinsicht) wesentlich dünnere Publikation ergeben.

Was Freunde und Liebende einander in Briefen mitteilen, hat sich in fünfhundert Jahren nicht besonders verändert. »Ich wollte, dass Ihr hier in Venedig wäret«, schreibt Dürer an Pirckheimer. »Plötzlich habe ich Dich vermisst«, kritzelt Ben Nicholson 1931 in einem Brief an Barbara Hepworth auf das Papier; Winifred, seine Frau, »malt und ist glücklich«. »Du fehlst mir, ich wünschte, wir könnten das hier miteinander teilen«, schreibt Lee Krasner 1956 an Jackson Pollock, ihren schwierigen Ehemann, von dem sie sich in Paris erholen wollte. Briefe wie diese treffen etwas, was elektronischen Medien in dieser Form nicht möglich ist: Was die Empfänger in der Hand halten, ist ein Zeichen der Anwesenheit, durch das zugleich Abwesenheit und Ferne deutlich wird. Gleich Saurierknochen oder den Scherben antiker Vasen verweisen fast alle jener der Vergangenheit entrissenen Briefe auf einen viel größeren Zusammenhang, der von den Umständen ihrer Entstehung erzählt: durch physische Merkmale wie der Art der Handschrift oder des Papiers oder durch das Auswerten von Indizien des Briefinhalts selbst (wo, wann und an wen geschrieben; Anspielungen und Hinweise auf weitere Ereignisse; spezifische Wortwahl und Formulierung). Nüchtern betrachtet ist das Vergnügen, sich den Moment vorzustellen, in dem die Absender sich zum Schreiben hingemisst haben, bei Künstlerbriefen das gleiche wie bei jeder anderen Sammlung von Briefwechseln.

Der wesentliche Unterschied liegt in der Vielfalt der oft überraschenden Einblicke in die Kunstgeschichte, die sie über das rein Persönliche hinaus bieten. Man kann Krasners Brief an Pollock als bloße Szene einer Ehe lesen: Auf der anderen Seite des Atlantiks angekommen, drückt die Ehefrau eines alkohol süchtigen, berühmten weißen Mannes ihre Gefühle aus; er schickt ihr dunkelrote Rosen ins Hotel. Einerseits will sie ihn

1 Mary Savig, *Pen to Paper: Artists' Handwritten Letters from the Smithsonian's Archives of American Art* (Princeton Architectural Press, New York, 2016), S. 9

Ob es um Liebe, Geld, Kollegialität oder Rivalität im Beruf geht oder auch nur um das Gefühl, auf eine unvermutete Anfrage antworten zu müssen: Die Beziehung zwischen Sender und Empfänger bildet die Matrix jedes Briefes. Da sie jene Menschen waren, die die Briefe aufbewahrten – manchmal, weil ihnen ihre potenzielle historische Bedeutung klar war und ihr Nachlass in Museen und Archiven endete –, darf es nicht überraschen, dass viele der Empfängerinnen und Empfänger selbst auch Namen aus der Kunstgeschichte darstellen. Darunter finden sich aber auch weitere Figuren der Kulturpolitik wie der Dichter, Komponist, Diplomat und fürstliche Kunstberater Constantijn Huygens oder Anatoli Lunatscharski, Volkskommissar für das Bildungswesen im postrevolutionären Russland. Andere, wie Renoirs Mäzen Georges Charpentier, der New Yorker Galerist Leo Castelli oder die Kritikerin und Kuratorin Lucy Lippard, waren aktive Akteure der Kulturwirtschaft ihrer Zeit, sie sammelten und interpretierten Werke, veranstalteten Ausstellungen, verkauften Bilder und veränderten auf vielfältige Weise das Klima in der damaligen Kunstwelt.

Die Gründe, weswegen Künstlerinnen und Künstler Briefe verfassten, haben genauso häufig mit diesen kommerziellen Aspekten zu tun, wie mit den Arbeiten selbst. Rembrandts Briefwechsel mit Huygens ist ein Musterbeispiel dafür, wie man mit ehrerbietiger Zurückhaltung eine berechtigte Ungeduld zum Ausdruck bringt. »Wo bleibt mein Geld?« ist ein häufiges Thema in Künstlerbriefen vom 16. Jahrhundert bis heute. Courbets nüchterner und reservierter Brief an den Marquis de Chennevières stammt von einem Künstler, der seinen gesellschaftlichen Erfolg größtenteils Menschen verdankt, die er im Grunde verachtet. Judy Chicago schreibt an Lucy Lippard als eine Künstlerkollegin und ideologische Mitstreiterin in der Frauenbewegung der 1970er Jahre. Förderer eines Künstlers zu sein, ist ohnehin eine Berufung an sich: Otto Mauer, John Rothenstein, Sam Wagstaff und Erica Brausen sind nirgendwo auch nur annähernd so bekannt wie die von ihnen unterstützten Künstler (Joseph Beuys, Henry Moore, Agnes Martin und Francis Bacon). Aber zumindest in den Briefen erkennen und spüren wir deren wechselseitige Beziehung.

Briefe, in denen die Verfasser am ehesten in der Lage sind, ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen oder Bilder mit Worten zu malen, sind erwartungsgemäß oft Briefe von »Künstlern an Künstler«. In der Hoffnung, dass sein *compare* (Kollege) Michelangelo seine Beziehungen nutzen kann, damit er seinen Lohn erhält, gesteht Sebastiano del Piombo: »Um Euch die Wahrheit zu sagen: Ich bin pleite.« »Manchmal«, grübelt Dorothea Tanning in einem Brief an Joseph Cornell, »denke ich, schreiben, nicht reden, ist das einzige wirklich befriedigende Mittel, mit denen in Verbindung zu bleiben, die man liebt. Ich finde, dass unsere Briefe weit mehr unser wahres Gefühlsbarometer wiedergeben, als wenn wir in New York einige überfrachtete Momente lang miteinander sprechen.« In seiner Antwort an Ulay und Marina Abramović, die er auf einem Performance-Festival in Europa kennenlernte und die ihn gebeten hatten, ihnen zehn Bumerangs zu übersenden, schildert der australische Künstler Mike Parr eine surreale Reise nach Queensland: »1000 km in einem typisch irren australischen Zug« über Flächen, »die bis zum Horizont krochen, sodass man sich in einem Traum glaubte.«

Vielleicht wird die »Brieftherapie« (oder ist sie es bereits?) zum Standard einer Digital-Detox-Kur. Doch auch physisch greifbare Dokumente haben ihre Nachteile: Sie erfordern Zeit, Transportmittel und die Notwendigkeit, zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort zu sein. Ich hätte die hier vorgelegte Auswahl nicht zusammenstellen können, ohne die hochwertigen Aufnahmen von Briefen aus digitalisierten Archivbeständen, auf die man via Internet zugreifen kann. Institutionen, die in den arbeitsaufwändigen Prozess der Digitalisierung und Zugänglichmachung ihrer Archive investierten, haben es ermöglicht, dass Briefe aus Papier, die als solche oft äußerst fragil sind, im digitalen Zeitalter weiterleben dürfen (Beinecke Rare Book & Manuscript Library, British Museum, Courtauld Institute of Art, The Metropolitan Museum of Art, Tate Gallery und Smithsonian American Art Museum verdienen es, hier namentlich genannt zu werden). Aber selbst auf dem Bildschirm (eingefangen, gespeichert) behalten Briefe ihren wunderbar vergänglichen Charakter, getragen von flüchtigen Gedanken und zufälligen Beobachtungen, die wir auf eigenes Risiko zu Papier bringen. Die vorliegende Auswahl schließt mit zwei Briefen, die Künstler sozusagen an ihrem Lebensende geschrieben haben: dem bereits genannten Brief Cézannes an Émile Bernard und einem Schreiben Thomas Gainsboroughs an den Kunstsammler Thomas Harvey. Gainsborough wird bald an Krebs sterben und ist sich dessen mehr oder minder bewusst. Er erlebt eine »große Mischung aus körperlichen Schmerzen«. »Es ist seltsam«, schreibt er, »wie sich um einen Kranken all diese kindischen Leidenschaften versammeln. Ich spüre eine derartige Freude an meinen ersten Nachahmungen von kleinen holländischen Landschaften, dass ich es nicht lassen kann, jeden Tag ein, zwei Stunden zu malen ... Ich bin so kindisch, dass ich einen Drachen basteln, Goldfinken fangen oder kleine Schiffe bauen könnte.« Es scheint, als ob das Schreiben dieses Briefes, das Mitteilen seiner Gedanken, ihm einen Moment der Erlösung verschafft hätte. Er denkt daran, dass er als Junge niederländische Landschaftsbilder kopierte, Drachen und Spielzeugschiffe bastelte und einen Goldfinken in den Händen hielt. Schauen, malen, verschiedene Teile zusammensetzen, das Gefühl für Farbe – ein ganzes Künstlerleben.

Anmerkungen zum Text

Die einzelnen Briefe werden als Reproduktion präsentiert, mit Kommentar und Übersetzung oder Transkription auf der jeweils gegenüberliegenden Seite. Einige der Originalbriefe umfassen mehrere Seiten. Doch nicht jede Seite jedes Briefes liegt als Reproduktion vor und oft sind die Übersetzungen gekürzte Versionen des Gesamttexts; Auslassungen werden durch eckige Klammern angezeigt. In bestimmten Fällen wurden falsche Schreibweisen und ungewöhnliche Satzzeichen (bzw. deren Fehlen) beibehalten oder in der Übersetzung nachgeahmt. In eckigen Klammern finden sich mitunter minimale redaktionelle Ergänzungen. Wo es sinnvoll oder von Interesse erschien, wurden in die Übersetzungen bzw. Transkriptionen handgeschriebene oder gedruckte Briefköpfe mitaufgenommen. Quellenangaben finden sich auf den Seiten 222/223. Die Briefe wurden in acht thematische Abschnitte gegliedert, sie erscheinen darin aber nicht in chronologischer Reihenfolge. Eine chronologische Auflistung der Briefe findet sich auf Seite 218.

me Zusage, dass ihr uns in Ar
ie wiederzusehen. Mit Grüßen
ch gelohnt, mir zu helfen, die H
n sich von mir das Gesicht sch
te kleine Maus wird bald in ein
Värter sagte, sie würde noch v
ch das Gravieren, weil es so vi
von **Familie & Freunde** geringe
Grüße zu übermitteln. Sie bete
ter Kontrolle und Du dürftest a
ancs zu geben, das muss war
achen kümmerst. Aber warum
gleich drei Monate zu mieten
ar so schön, von Dir zu hören -
de Mittel, mit denen in Verbind
eum klingt großartig. Ich hoffe
nd auch das Bild einer Katze, i
ar Freitag komme ich ohnehin

Salvador Dalí (1904–1989) an Paul Éluard September 1939

Im September 1939 mieteten Salvador und Gala Dalí die Villa Salesse in der südwestfranzösischen Küstenstadt Arcachon. Seit 1936, als in Dalís Heimatland Spanien der Bürgerkrieg ausbrach, waren sie immer wieder umgezogen und wohnten mehrmals in London, Paris und dem Haus der Modeschöpferin Coco Chanel an der Côte d’Azur. Im Frühjahr 1939 war Dalí in der New Yorker Kunstszene als böser Bube aufgetreten: Von Februar bis Mai hatte er mit seinen erotisch aufgeladenen Traumbildern und Objekten in seiner Ausstellung in der Galerie Julien Levys Aufmerksamkeit und Anstoß erregt, nicht anders als mit seinem Schaufenster im Kaufhaus Bonwit Teller & Co. (an dessen Stelle heute der Trump Tower steht) und dem Pavillon Dream of Venus auf dem Vergnügungsareal der New Yorker Weltausstellung. Der Pavillon bestand aus einem kleinen, einer ausgebleichten Korallenhöhle gleichenden Bau, in dem siebzehn »Liquid Living Ladies« in gläsernen Aquarien abwechselnd ihre Schwimmkünste vorführten.

Als in Europa noch im selben Jahr der Krieg ausbrach, wählte Dalí Arcachon als Zufluchtsort. Es war seiner Einschätzung nach der Ort in Frankreich, den die deutschen Truppen zuallerletzt erreichen würden. Vielleicht noch wichtiger war für ihn der gastronomische Ruf Arcachons, vor allem in Bezug auf Austern. In gebrochenem Französisch schreibt er seinem Freund und surrealistischen Mitstreiter, dem Dichter Paul Éluard, er solle ihn mit seiner Frau Nusch (»Ninis«) besuchen kommen – was Éluard schwerlich annehmen kann, da er im selben Monat zum Militärdienst einberufen wird. Mit dem latinisierenden Wortspiel am Ende seines Briefs »Leonoris Finis est« deutet Dalí an, dass sich auch die schöne und als Exhibitionistin bekannte italienische Surrealistin Leonora Fini in der Villa Salesse aufhält. Im August 1940 brachen die Dalís nach New York auf, wo sie bis zum Kriegsende blieben.

Liebster Paul! Wir haben vor kurzem eine ziemlich große Villa gemietet. Ich bin sicher, dass ihr beide – wenn Du mit Ninis kommst, um Deinen Urlaub zu genießen – »wie der Fisch im Wasser« sein werdet. Kommt, kommt! Wir müssen so viele Fragen klären (in unseren Gesprächen). Wir gehen im nächsten Herbst nach Amerika, jetzt muss ich die Sache rasch zu Ende bringen, die anfängt, zum ersten Mal wirklich gut zu werden. Welcher Realismus [ist] originaler, als der, den ich gerade neu erfinde –

Ich sende liebe Grüße und verlange eine Zusage, dass Ihr uns in Arcachon besuchen kommt. Es gibt hier sehr guten Fisch, Austern – Leonora Finis est – Ein herzliches Willkommen, Eure kleinen Dalís

Francisco de Goya y Lucientes (1746–1828) an Martín Zapater Juli 1794

Francisco de Goya und Martín Zapater lernten sich in den 1750er Jahren in Saragossa an der Schule kennen und blieben bis zu Zapaters Tod 1803 enge Freunde. Nachdem Goya 1775 nach Madrid übersiedelt war, schrieben sie sich regelmäßig, tauschten Neuigkeiten oder schlüpfrigen Klatsch aus und übten sich in schrägem Humor (wie das gefakte Datum des Jahres 1800 und der erfundene Absendeort „London“ dieses Briefes hier zeigen). Zapater machte in Saragossa als Geschäftsmann Karriere und verwaltete die Gelder, die der als Künstler sehr bald erfolgreiche Goya zur Unterstützung seiner Verwandten übersandte.

1786 wurde Goya Hofmaler Karls III. und avancierte 1789 – nach der Thronbesteigung Karls IV. – zum obersten Hofmaler. Er wurde mit zahlreichen Porträts der vielköpfigen königlichen Familie sowie Mitgliedern der Hofaristokratie (wie der Herzogin von Alba) betraut. Wie schon seit seinen ersten Jahren in Madrid musste er auch weiterhin Entwürfe für die königliche Tapissieremanufaktur liefern. Möglicherweise war er bei dieser Arbeit giftigen Chemikalien ausgesetzt, was im Winter 1792/1793 zu einer ernsthaften Erkrankung führte, in deren Folge Goya sein Gehör verlor. In seinem Brief an Zapater macht er Andeutungen über die Zwänge, denen ein königlicher Maler ausgesetzt ist. Von seinem Schwager, dem ebenfalls aus Saragossa stammenden Hofmaler Francisco Bayeu, hat er eine mühselige Aufgabe übernommen: ein Reiterporträt von Manuel Godoy, dem Herzog von Alcúdia, einem eitlen und anspruchsvollen Günstling. Goyas Selbstkarikatur, mit der er diesen Brief ergänzt, erscheint wie eine Vorankündigung seiner zwei Jahre später auf dem Landsitz der Herzogin von Alba entstandenen satirischen Skizzen, die als Grundlage für seinen phantasmagorischen Radierungszyklus *Los Caprichos* dienten.

Meine albernen Kritzeleien werden Dich wohl belästigen – eine gerechte Strafe Gottes! Doch auch wenn sie derb und grob erscheinen: Legst Du sie neben Deine und vergleichst beide, so wirst auch Du zugeben müssen, dass meine eindeutig gewinnen.

Ich kann mich selbst nicht genug loben, wie einzigartig sie sind!

Für dich hätte es sich gelohnt, mir zu helfen, die Herzogin von Alba zu malen. Sie kam gestern in mein Atelier, um sich von mir das Gesicht schminken zu lassen; und es ist geglückt! Im Prinzip gefällt mir das ohnehin besser, als auf Leinwand zu malen. Und ich soll bei ihr weitermachen: ein Ganzkörperporträt! Sie wird wieder kommen, sobald ich fertig bin mit einem in Arbeit befindlichen Reiterbild des Herzogs von Alcúdia. Er ließ mir ausrichten, dass er im Palast [El Escorial] für meine Unterkunft sorgen wollte, denn ich werde länger dort sein, als gedacht. Ich kann dir eines sagen: Es ist eines der schwierigsten Sujets für einen Maler.

Bayeu hätte es machen sollen, doch er kam aus der Sache raus.

Er wurde mehrere Male darum gebeten, doch der König wollte nicht, dass er so viel auf sich nimmt. Und als er ankündigte, für zwei Monate nach Saragossa gehen, meinte der König, es dürften auch vier sein. Du hast ihn nun also bei dir: Kümmere dich um ihn und Sorge für Amusement!

Auch hast Du diese Bürgschaft für ein Darlehen bekommen, mit der Du machst, was zu machen ist. Ich habe das Gefühl, dass er gestorben sein wird, wenn er einer der beiden ist, die ich dort kannte.

Adios! Wenn Du mehr wissen willst, frag Clemente [Arannaz, Zapaters Sekretär].

Das bin ich. [siehe Karikatur]

Lucian Freud (1922–2011) an Stephen Spender 1940

Die aus dem nationalsozialistischen Deutschland geflohene Familie Lucian Freuds hatte sich 1933 in England niedergelassen. Nach einer bewegten Schulzeit schrieb sich Freud 1938 an der von Cedric Morris und Arthur Lett-Haines geleiteten East Anglian School for Painting and Drawing ein. »Cedric brachte mir das Malen bei«, erinnerte er sich, »und vor allem immer dran zu bleiben, was noch wichtiger ist.« Im Jahr darauf verbrachte Freud zwei Monate in Nordwales, wo ihn der Dichter Stephen Spender besuchte. Sie arbeiteten gemeinsam an einem Album mit surrealen Szenen und Skizzen, das sie »Freud-Schuster Book« nannten (Schuster war der Mädchenname von Spenders Mutter) und das im Brief liebevoll Erwähnung findet. Morris' »absolut erstaunliches« Porträt des 18-jährigen Freud mit grünem Gesicht, das Freud hier als Pastiche einfügt, befindet sich heute in der Tate-Sammlung.

Benton End
Hadleigh
Suffolk

Liebster Stephen/Spethen,

schrecklich vielen Dank für Deinen Brief. Kann es sein, dass er sich mit einem von mir gekreuzt hat? Das Leben besitzt für mich nicht mehr die Monotonie des Erwachens in einem kalten Zimmer mit der Erkenntnis, dass ich Tripper, Delirium tremens, Syph oder vielleicht eine Vergiftung im Fuß oder Ohr habe! Nein, Schuster, diese glücklichen und sorglosen Tage sind vorbei. Die Worte »Freud und Schuster« rufen nicht mehr glückliche Szenen in Erinnerung – wie zwei alte Hebräer Hand in Hand in einem Wald oder im Badehaus in Atheneum Court oder beim Ruhetag im Freud-Schuster-Haus. Sondern jetzt denkt man sich Freud und Schuster in Rollstühlen, dass Freuds Ohr in einem privaten Pflegeheim amputiert wird und aus seinem Schwanz Eiter rinnt. Schuster ist ein epileptischer Anfall mit künstlichen Musikantenknochen. Wenn ich mir alle meine kleineren und größeren Leiden ansehe, fühle ich einen Ekel, der mich ebenso überkommt, wenn ich auf intime Passagen in Briefen stoße, die nicht an mich gerichtet sind. Cedric hat ein absolut erstaunliches Porträt von mir gemalt. Es gleicht mir völlig, mein Gesicht ist grün, es ist ein wunderbares Bild. Ich habe ein Porträt gemalt und auch das Bild einer Katze, nachdem sie gehäutet wurde. Komm doch hier runter, wenn du kannst! Wie wäre es mit März bei Mrs. P. in Haulfrnny? John Jameson war hier ein paar Tage und auch ein Mann, der ein großer Freund dieser merkwürdigen Engländer ist, die ausrasten und für die in Italien Tibbles beschäftigt war. Hier ist unser Telefongespräch. Ist dir klar, dass du auf deiner Nase, wenn du sie täglich rasieren würdest, bald einen ordentlichen Bart hättest? Die Firma sollte diese kleinen Sachen ernst nehmen, falls es mit den Geschäften bergab geht [...].

Vanessa Bell (1879–1961) an Duncan Grant ca. September 1916

Während des Ersten Weltkriegs hielten sich Vanessa Bell, Duncan Grant, Roger Fry, Lytton Strachey, Maynard Keynes und weitere Mitglieder der als Bloomsbury Group bekannten Künstlerclique abwechselnd in London und diversen Landsitzen auf. 1916 suchte Bell nach einem Ort, wo sie und Grant, der mit seinem Liebhaber Edward Garnett eine Zeitlang in Suffolk verbracht hatte und nun mit ihr eine langjährige Beziehung einging, einen gemeinsamen Wohnsitz gründen konnten. Das Landgut Charleston Farmhouse in Sussex, das Bell in ihrem Brief beschreibt und in einer Zeichnung darstellt, wurde eines der wichtigsten Bloomsbury-Zentren. Bells Verweis auf das »enttäuschende« Einsetzen ihrer Periode könnte ein Hinweis sein, dass sie und Grant sich ein Kind wünschten. 1918 wurde in Charleston ihre gemeinsame Tochter Angelica geboren.

46 Gordon Squ.
Mittwoch

My darling Bear,

ich scheine Dir immer dann zu schreiben, wenn ich aus allen möglichen Gründen völlig durcheinander bin. Ich komme gerade aus Charleston zurück, ich habe zugesagt – der Mietvertrag ist aber noch nicht unterschrieben. Zum Glück war Dein Brief da. Es war so schön, von Dir zu hören – nur Dein Hals macht mir Sorgen. Meinem geht es besser. Du würdest es mir doch sagen, wenn es Dir schlechter ginge? Ich würde sofort kommen, um Dir heiße Milch mit Honig zu machen. Bitte tu das, mein alter Freund. Aber Freitag komme ich ohnehin.

Ich muss berichten, was ich seit meinem letzten Brief getan habe. Roger [Fry] war zum Essen da, der restliche Abend war ziemlich melancholisch, mehr will ich nicht sagen. Ich denke, ich war selbst daran schuld, ich war ziemlich müde, weil ich den ganzen Tag entrümpelt hatte, dazu die Reise vom Vortag. Und am Morgen (es ist enttäuschend, aber ich hatte es ohnehin nicht anders erwartet) setzte meine Regel ein.

Heute Morgen nahm ich den Neun-Uhr-Zug, die einzige gute Verbindung nach Glynde. Bei der Ankunft war von Stacey nichts zu sehen, aber dann fuhr er mit einem kleinen Zweisitzer vor und brachte mich nach Charleston. Ich weiß, dass ich völlig unfähig bin, einen Ort zu beschreiben, aber diesmal sah ich zu meiner großen Überraschung etwas ganz anderes: einen großen See, einen Obstgarten, hinten um das Haus und die Wirtschaftsgebäude Bäume [...]. Die vielen Zimmer sind (nach meinem heutigen Eindruck) ziemlich geräumig und hell. Es gibt riesige Schränke, zahllose Vorratskammern, eine Milchammer, Kellerräume, alle Arten von Nebengebäuden, viel Platz für Hühner, ein Hühnerhaus – eigentlich fast zu viel Platz. Ich fragte mich, ob wir mit nur einem Dienboten überhaupt klar kommen würden [...].

Leider waren fast alle Zimmer mit ziemlich schrecklichen, jedoch relativ neuen Tapeten ausgestattet. Ich würde sie also nicht nochmals tapezieren lassen. Der Anstrich war ganz in Ordnung – nur unbedenkliche Farbtöne, meistens weiß oder grün. Ich sagte, ich würde wahrscheinlich viele Wände weiß oder farbig übertünchen [...].

Ich glaube, man könnte das Haus schön herrichten [...]. Heute kommt Lytton zum Dinner, auch Maynard und wahrscheinlich Sheppard [...].

Dein liebevolles
Nagetier

Michelangelo Buonarroti (1475–1564) an Leonardo di Buonarroti Simoni 20. Dezember 1550

Leonardo di Buonarroti Simoni war Michelangelos Neffe und Erbe des kinderlosen Künstlers, woraus den beiden ernstliche Zerwürfnisse erwuchsen. Als sich im Winter 1545/1546 in Florenz die Nachricht verbreitete, Michelangelo läge im Sterben oder wäre bereits tot, brach Leonardo sofort nach Rom auf, um sein Erbe zu sichern, unterließ es aber, seinen Onkel zu besuchen. Seine vorgebliche Zuneigung wäre nichts anderes als »pure Berechnung«, schäumte Michelangelo.

1550 hatte sich die Lage beruhigt. In Michelangelos Briefen an seinen Neffen (Leonardo war nun einunddreißig Jahre alt) wimmelt es von Ratschlägen in Bezug auf Besitz und Verhehlchung.

»Alle sagen, ich solle Dich mit einer Ehefrau ausstatten«, schreibt ihm Michelangelo im August, »als hätte ich davon tausend in der Tasche.« Er tadelt Leonardo, der ihm teure Geschenke übersendet – Hemden, Käse und auch Wein, den er nicht trinken kann, da er vor kurzem Gallensteinprobleme hatte. Auch in diesem Brief geht es um Geld in Form von Aussteuerpflichtungen, denn von der Familie des Bräutigams wurde erwartet, für den Fall seines vorzeitigen Todes, Sicherheiten für die Ausstattung der Braut zu hinterlegen. Und es geht um Michelangelos Wunsch, Gutes zu tun und zur Aussteuer von Töchtern verarmter Landadeliger beizutragen. Die Marchesa von Pescara war Michelangelos verehrte Freundin Vittoria Colonna, die 1547 verstorben war. Die Manuskripte ihrer Gedichte, so glaubt Michelangelo, seien ihm nebst anderen Dingen in der Zeit seiner Krankheit gestohlen worden.

Leonardo! Ich habe den Käse erhalten, zwölf *marzolini*. Sie schmecken hervorragend. Einen Teil werde ich Freunden geben und den Rest behalten. Aber wie ich Dir schon mehrmals geschrieben habe: Bitte schicke mir nichts mehr, es sei denn, ich bitte darum. Und vor allem nichts, was Dir Kosten verursacht.

Betreffs Deiner Hochzeit, die ich für nötig erachte, kann ich Dir nur raten, nicht zu sehr auf die Mitgift zu schauen, denn Besitz ist von geringerem Wert als die Menschen selbst. Habe nur ein Auge auf adelige Abstammung, Gesundheit und – mehr als auf alles andere – auf Gutmütigkeit. Was die Schönheit betrifft: Auch Du bist nicht der schönste Jüngling von Florenz. Sei also nicht allzu wählerisch, sie soll nur nicht missgestaltet sein oder abstoßend hässlich. Mehr habe ich hierzu nicht zu sagen.

Ich bekam gestern einen Brief von Messer Giovan Francesco, der mich fragte, ob ich nicht noch etwas von der Marquise von Pescara besäße. Sag ihm, ich will nachsehen und ihm bis nächsten Samstag antworten; ich glaube jedoch nicht, dass ich etwas habe. Denn als ich während meiner Krankheit nicht im Hause weilte, wurden mir viele Dinge gestohlen.

Mein Lieber! Solltest Du von einem edlen Bürger erfahren, der sich in Geldnöten befindet, insbesondere von jemanden, der Töchter im Hause hat, so lass es mich wissen. Ich würde ihnen gerne eine Wohltat erweisen für mein Seelenheil.

Am 20. Dezember 1550.
Michelangelo Buonarroti in Rom

